

Wolfgang Hachtel

Die Söhne der Indios



Wolfgang Hachtel

Die Söhne der Indios



Wolfgang Hachtel

Die Söhne der Indios

Roman

Books on Demand

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 Wolfgang Hachtel
2., überarbeitete Auflage 2011
Satz und Umschlaggestaltung:
Wolfgang Hachtel
Herstellung und Verlag:
Books on Demand GmbH, Norderstedt
ISBN 978-3-8448-6693-3

*Schauplätze, Handlungen und Personen dieses Buchs sind
frei erfunden*

Umschlagsfoto: Holz-Skulpturen im Museum für Prä-
Columbianische Kunst in Santiago, Chile;
Grabbeigaben der Mapuche Indianer, indigene
Künstler, 19. Jahrhundert.

Foto: Koppas 2009

Regenwald

Wer den Wald dieses Landes nicht kennt, kennt diesen Planeten nicht.

Pablo Neruda

Diese Natur war gewaltig, teuflisch und tückisch.

Gudrun Pausewang

Seit Tagesanbruch war Pater Eisele nun unterwegs. Ein früher Flug hatte ihn aus Santiago viele hundert Kilometer weit in den Süden, in die Regionalhauptstadt Temuco, gebracht. Von dort musste er seine Reise mit dem Bus fortsetzen. Die Überlandbusse, mit denen man in den Westen der Provinz reisen konnte, fuhren von einer Station in der Nähe der großen Markthalle im Zentrum der Stadt ab. Schon als Eisele die Busse sah, die hier warteten, spürte er ein Abenteuer auf sich zukommen. Die meisten waren von Ford, aber auch von Pontiac und Oldsmobile. Sie hatten in den USA schon einige Jahre Dienst getan und waren dann an Chile im Namen irgendeines Kreditvertrages verkauft worden. Hier fuhren sie noch eine ganze Ewigkeit weiter. Die Chilenen hatten offenbar eine besondere Begabung, einen Motor über jede übliche Grenze hinaus am Leben zu halten. Auch die Karosserien und die Fahrwerke schienen hier kaum eine Altersgrenze zu kennen. Die Autobusse

hatten riesige Karosseriegehäuse, einen ziemlich kleinen Motor vorn und zwei dicke Scheinwerfer, und sie waren in aggressiven Farben angemalt. Sie erinnerten an monströse Käfer, von denen sie die ruckartige Fortbewegungsart, das abrupte Anhalten und das unvorhergesehene Starten übernommen zu haben schienen.

Auf dem Dach seines Busses sah Eisele Koffer, Körbe und Hausrat verstaут. Im Bus roch es nach Schweiß und Benzin. Vorn über dem Fahrer brannte rot eine kleine Nachtlampe und beleuchtete ein Bildchen des heiligen Christophorus, des Schutzpatrons der Reisenden. Hier betete ein Bauer einen Rosenkranz ab, dort hielt sich eine schwarz gekleidete Bäuerin den Papierbeutel für empfindliche Mägen schon jetzt vor den Mund, weiter hinten bekreuzigte sich ein alter Indio das eine Mal ums andere. Eisele hatte mit der Anfechtung zu kämpfen, sich im Augenblick der Abfahrt ebenfalls zu bekreuzigen, um nicht wie der böse Blick zu wirken, der Querkopf, der alles in Gefahr bringt. Vorne neben dem Fahrer saß ein junger Indio, der Gehilfe, der für den Service zuständig war, der die Fahrkarten knipste, das Auf- und Abladen besorgte, Wasser in den Kühler goss, Benzin nachfüllte; der sogar den Frauen beim Erbrechen behilflich war, das sie auch durch häufiges Anrufen der heiligen Jungfrau nicht abwenden konnten.

Bald ging es über die kurvenreiche, steil ansteigende und ebenso wieder abfallende Landstraße, bei abwechselnd gedrosselter oder wahnsinniger Geschwindigkeit. Der Fahrer bremste niemals mit dem Motor, und vor allem bei den Serpentinabfahrten wurden die Fahrgäste zeitweilig vor Entsetzen stumm und drückten sich enger aneinander. Willkommen waren die Fahrtpausen an Cafés direkt an der Straße; dort wurden Gläser mit Limonaden gereicht und *Asado*, gegrilltes Fleisch, auch *Longanizas*, würzige Paprikawürste, und *Empanada*, unterschiedlich mit Fleisch, Hühnchen oder Käse gefüllte Teigtaschen, die im Ofen gebacken oder frittiert wurden.

Erst gegen Abend erreichte der Bus das Städtchen Las Mercedes, abgelegen am Fuß der Küsten-kordillere. Zuletzt war die Straße nur noch eine Schotter- oder Erdpiste gewesen.

Die Fahrt hat mich doch sehr ermüdet, dachte Eisele; er war froh, endlich am Ziel zu sein. Und wahrhaftig, da stand schon Padre Bernardo, nahm ihn herzlich in Empfang und brachte ihn zum Priesterseminar des Städtchens, wo er unterrichtete.

Eisele hatte Padre Bernardo erst vor kurzem in der Hauptstadt Santiago kennengelernt. „Die Zeit, die ich in Chile verbringen will, geht allmählich zu Ende“, wandte Eisele sich damals an Bernardo. „Vor meiner Rückreise nach Europa will ich noch einen alten Freund besuchen, Padre Simón, der als Priester unserem Orden und dem himmlischen Herrn schon seit Jahrzehnten fern aller Kultur dient, in einem kleinen Indianerdorf an der Küste, weit im Süden. Unsere Lebenswege haben sich vor langer Zeit einmal getroffen, sind aber bald wieder auseinander gegangen. Simón wurde Seelsorger mit Leib und Seele. Ich dagegen habe mich den Wissenschaften verschrieben und bin glücklich, an einer bedeutenden deutschen Universität lehren zu dürfen, und ich bin auch ein bisschen verweltlicht, gewissermaßen. Jahrzehnte sind vergangen, seit wir uns zum letzten Mal gesehen haben.“

Eisele hatte eine kleine Pause gemacht. „Playa de la Cruz, dieses kleine Indianerdorf an der Küste, das müssten Sie doch kennen, Bernardo“, fragte er dann, „das liegt doch nicht allzu weit von Las Mercedes entfernt?“

Doch, Bernardo kannte das Dorf und ebenso Padre Simón, und er hatte sich erboten, für Eisele einen einheimischen Führer zu besorgen. „Es führt keine befahrbare Piste nach Playa de la Cruz, nur ein Pfad, der nicht leicht zu finden ist, über die Berge und durch Urwald. Im Sommer ist der Weg

gut passierbar, man kann dann auch ein Pferd nehmen, aber jetzt, im Spätwinter, ist er schwierig zu begehen. Sie werden lang unterwegs sein, und es wird für Sie beschwerlich werden“, hatte Bernardo gesagt. Eisele hatte geantwortet, er fühle sich mit seinen sechzig Jahren noch rüstig genug und wolle es mit einem jungen Führer wagen.

Im Priesterseminar wurde Eisele freundlich aufgenommen. Er würde in einem der Gästezimmer des Seminars nächtigen und wollte am folgenden Tag mit seinem Führer zur Küste aufbrechen. „Juan Pedro wird Sie führen“, sagte Bernardo noch. „Er ist einer unserer besten Studenten. Er ist Indio und in Playa de la Cruz zuhause. Sein Vater besitzt dort eine Hütte und ein wenig Land, er wird seinen Sohn gerne ein paar Tage bei sich haben. Juan Pedro geht leider nicht mehr gerne nach Hause. Das war nicht immer so. Er wollte Sie zunächst auch nicht begleiten. Aber wir haben sonst niemand, der Sie führen könnte. Er steht kurz vor seiner Zwischenprüfung. Immer wünschte er sich, Priester zu werden. Die wunderbarste Berufung für einen jungen Mann, finden Sie nicht auch, Pater Eisele? Aber nun will er plötzlich seine theologischen Studien abbrechen, Medizin studieren und Arzt in seinem Dorf werden. Wir bedauern das selbstverständlich. Aber es ist leider wahr: um die Gesundheit der Bevölkerung an der Küste steht es nicht zum Besten.“

Eisele blieb eine Antwort schuldig. Bei sich dachte er: Warum erwähnt Padre Bernardo nicht, dass es vor allem die indigene Bevölkerung ist, um die sich zu wenig Ärzte kümmern; welcher Arzt will sich schon in einer so abgelegenen Gegend niederlassen, allein unter Indios?

Als Eisele am nächsten Morgen mit seinem Gastgeber auf den Hof des Seminars trat, wartete der Indio bereits. Wenn Juan Pedro später an diese erste Begegnung mit Pater Eisele zurückdachte, verwandelte sich der Mann in der braunen Kutte mit seiner schweren Hornbrille, der sonnengebräunten Glatze, den kurzen, sommersprossigen Händen und

fleischigen, an die Arme von Seesternen erinnernden Fingern in seiner Phantasie in eine Art Erdgeist. Lediglich der rote Anorak wollte zu dieser Vorstellung nicht recht passen. Eisele beschrieb Juan Pedro als einen jungen Mann mit breiter Stirn und tief unter den Brauen liegenden schwarzen Augen, die nach den Schläfen ein wenig nach oben gezogen waren, mit starken Backenknochen und kräftiger Nase. Das Haar trug er wie eine schwarze Mütze auf dem Kopf, um die Ohren und auf dem Hinterkopf war es sehr kurz geschnitten. Seine Wollmütze hatte er vom Kopf gezogen und hielt sie ehrerbietig in der Hand. Eisele hatte den Eindruck eines schönen, männlichen Gesichts, das großen Ernst ausstrahlte, aber auch Anzeichen von Schüchternheit oder Unsicherheit erkennen ließ. Der Indio schien von kräftiger Statur, die allerdings von einem Poncho aus dunkler Schafswolle fast vollständig verhüllt wurde.

Juan Pedro nahm Eisele den Rucksack ab, was dieser sich widerstrebend gefallen ließ. Padre Bernardo bemerkte noch, dass es vielleicht ein paar Regenschauer geben könnte, dass der Weg aber gewiss passierbar sei und sie am Abend in Playa de la Cruz sein würden.

Dann zogen sie los, der Pater und Juan Pedro, kamen bald auf eine unbefestigte Straße und gingen an den letzten, armseligen Hütten der Ansiedlung vorbei. Dunkelhäutige, schmutzige Kinder in abgerissenen Kleidern spielten zwischen den Wasserlachen auf der Straße, zogen sich aber bis vor die Häuser zurück, sobald sie die Fremden sahen. Ein schwarzlockiger Mann stand in einer Haustür und grinste zu ihnen herüber.

Die ersten blühenden Mimosen und Pfirsichbäume kündeten das Nahen des Frühlings. Blütenblätter schwebten nieder und schwammen wie kleine Schiffchen auf dem schmutzigen Wasser der Pfützen. Die Knospen der

Fliederbüsche waren schon stark angeschwollen, sie würden bald platzen.

Wolken und Nebel legten sich über das Land. Nieselregen setzte ein, wurde stärker. Eisele zog die Kapuze seines Anoraks über den Kopf. Die Piste begann sich zu senken, das Wasser füllte die tiefen Fahrspuren an, ihre Stiefel waren bald vom Schlamm überzogen. Die Holzbrücke über den Bach, den sie wenig später querten, war noch passierbar, aber jede Welle ließ bereits Wasser über die Bohlen laufen.

Der morastige Weg führte an einem Sägewerk vorbei und endete an den niedrigen Baracken einer Farm und einigen verlassenen Viehweiden. An der Einfahrt in die Farm machten sich zwei Mestizen an dem halb verfallenen Tor zu schaffen. „Wollt ihr nach Playa? Bei diesem Wetter?“ erkundigten sie sich mit einem ungläubigem Ton in der Stimme.

Dann war es nur noch ein schmaler Pfad, der an den Weidezäunen entlanglief. Der Indio ging schnell, aber mit einiger Mühe konnte Eisele ihm folgen. Der Weg stieg zwischen dichtem Bambusgestrüpp allmählich an und wurde auch trockener. Eisele erinnerte sich, dass diese Art Bambusstauden Quila genannt wurden. Bald erreichten sie den hohen Wald.

Die beiden Wanderer hatten unterwegs noch kein Wort miteinander gesprochen, Juan Pedro hatte nur stumm den Weg gewiesen. Als sie auf einer kleinen Lichtung zwischen großen Quilastauden angelangt waren, sagte er: „Sie sollten ein wenig ausruhen, Padre, es liegt jetzt ein sehr anstrengendes Stück Wegs vor uns.“ Eisele war es recht. Er sah nun, dass der Indio unter seinem Poncho eine abgetragene Tasche trug, schwarz und rot, der er etwas Proviant entnahm.

Nachdem sie ein wenig gegessen hatten, versuchte Eisele eine Unterhaltung und fragte: „Dein Vater hat ein Haus in Playa de la Cruz?“ Juan Pedro blickte zu Boden, er nickte nur. „Freust du dich, ihn ein paar Tage zu besuchen?“ „Ich

weiß nicht.“ „Was sagt er denn dazu, dass du jetzt Arzt werden willst?“ Überrascht schaute Juan Pedro kurz auf, woher wusste es der Fremde? Dann senkte er den Kopf erneut, noch tiefer als zuvor, als ob er sich verstecken wollte oder sich vor dem Fremden schämte, vielleicht auch vor sich selbst. „Ich habe es ihm noch nicht gesagt.“

„Und warum willst du nicht mehr Priester werden?“ „Ein Arzt kann den Menschen in meinem Dorf mehr helfen als ein Priester.“ Juan Pedro versuchte überzeugend zu klingen: „Ein Priester kann die Menschen nur mit dem Paradies trösten, wenn es ihnen hier auf der Erde schlecht geht. Aber wir sind Indianer, wir selbst nennen uns Volk der Erde. Wir Indios können mit dem Paradies wenig anfangen, die Vorstellung, dass die Verstorbenen in ein fernes, fremdes Land wandern, ist uns fremd. Die Menschen in meinem Dorf glauben noch, dass die Geister der Toten in ihrer Heimat bleiben und in den kleinen Hütten auf dem Friedhof wohnen. Dort können die Lebenden ihnen nahe sein, können mit ihnen sprechen, können ihnen Gutes tun, ein paar Blumen hinstellen, frisches Grün pflanzen. Und die Indios haben auch verstanden, dass nicht alle Toten im Paradies wandeln werden. Eine Hütte hier auf dem Friedhof ist immer noch besser als die Hölle.“

„Dort, wo ich zuhause bin“, fuhr er fort, „feiern die Menschen auch noch die alten Feste und bewahren die Bräuche unserer Vorfahren, obwohl die meisten getauft sind und die Messe besuchen. Aber vielen sind die neuen Feste fremd, sie verstehen den Sinn oft nicht, weil sie nichts über den Ursprung wissen. Die Kirche hatte lange Zeit keine große Bedeutung für die Indianer. Sie war nur eine äußere Form, kraft derer sie getauft und begraben wurden, weil es Pflicht war. Im Übrigen lebten sie nach ihrer eigenen Weise. Die Priester waren machtlos. Sie durften die heidnischen Riten nicht dulden, aber sie übersahen ihr Fortbestehen; dadurch entzogen sie sich etwaigen Schwierigkeiten.“

Deshalb spricht die Kirche auch immer noch von der Missionsstation.“

„Vor Jahren gab es in einer anderen Dorfgemeinschaft einen Streit zwischen dem weißen Priester und den alten Männern wegen der rituellen Tänze. Der Priester verließ das Dorf, die Kirche wurde geschlossen. Es gab keine Messen, keine kirchlichen Trauungen oder Taufen mehr für die undankbaren Sünder. Die Indianer blieben bei ihren Tänzen. Nach einem Jahr sandte die Kirche einen anderen Priester. ‚Der Papst, der Heilige Vater, ist barmherzig und hat vergeben‘, erklärte er. Die Dorfbewohner nahmen ihn ruhig hin – und tanzten weiter.“

„Und du? Wie stehst du zu alledem?“ wollte Eisele wissen. „Ich bin Christ.“ „Und was sagt Padre Simón?“ „Er ist tolerant und geduldig. Aber nicht alle Weißen sind so geduldig wie er. Die Behörden haben nur bestimmte der religiösen Zeremonien zugelassen, und in vielen Gemeinden wacht die Polizei über die Einhaltung der Verbote. Sie sagen, die Polizei müsse präsent sein, um Störungen und Zwischenfälle zu verhindern. Sie durchsuchen unsere Leute dabei sogar nach Waffen. Unsere Traditionen und Riten werden als Teufelszeug bezeichnet und die Indianer als Heiden diskriminiert.“

„Werden deine Leute die alten Bräuche irgendwann einmal ablegen?“ „Ja, gewiss. Sie werden in die Städte ziehen, freiwillig oder gezwungenermaßen, und Playa de la Cruz wird dann nicht mehr das sein, was es heute ist; vielleicht wird es überhaupt nicht mehr sein.“

Während Eisele noch über diese finstere Prophezeiung nachdachte, brachen sie wieder auf. Juan Pedro war während des Gesprächs äußerlich gleichmütig geblieben, aber in seinem Inneren war er sehr bewegt. Er konnte sich nicht daran erinnern, schon jemals mit einem Menschen über diese Dinge geredet zu haben, und gewiss nicht mit einem Fremden, einem Weißen gar. Aber Pater Eisele kam